Deutsche Revue

1835.

Elbe und Nordsee

von

Ludolf Wienbarg.

Literatur

von

Karl Gutzkow.

I.

Elbe und Nordsee

von

Ludolf Wienbarg.

Morgens fünf Uhr erwachte ich, kleidete mich an und ging auf's Deck. Aus einem brütenden Schlafzimmer, aus einem engen Bettchen auf einen Altan, der hoch und frei über dem Wasser schwebt, in die frischen Strömungen einer Luft, die sich mit der Sonne des Juni vermählt! Ich war wie neu geboren. Im meilenweiten Spiegel dehnte sich die Elbe aus; die Hügel, die nur zwei Meilen unter Hamburg auf Holsteinischer Seite ihren nächsten Uferbesatz bilden und auf Hannöverischer Seite den Horizont begränzen, waren bereits tiefer in das Land zurückgetreten und dem Auge ganz verschwunden. Glückstadt lag vor uns, wir hatten sieben Meilen zurückgelegt.

Jemand hat gesagt, es fehle Glückstadt nur an diesem oder jenem, um Hamburg zu werden, und wenn einmal dieses oder jenes glücklich zu Hauf käme, an der Stelle wo Glückstadt liegt, Kapitalisten, England, Amerika, Norden, Süden, Fracht und Rückfracht, alle Kleinigkeiten, die zum Welthandel gehören, dann habe die letzte Stunde für das alte Hamburg geschlagen, die Uhr im Michealisthurm werde stehen, der goldene Zeiger fallen und mit der Hamburger Bank und Börse sei's vorbei.

Was diesen traurigen Ort betrifft, der sich Glückstadt nennt, so war derselbe ehemals eine Festung, so gut

wie jede andere, ehe er auf den ersten Schuß genommen und darauf demolirt wurde. In dieser Hauptstadt von Holstein befanden sich noch vor Kurzem, außer sämmtlichen Landeskollegien, auch die beiden Examinationskollegien für theologische und juristische Kandidaten. Es haben sich von hier aus viele schlechte Charaktere im Lande verbreitet; denn jeder, der nicht durchfiel, bekam einen Charakter, den ersten, zweiten, dritten, und zwar entweder simpelweg, oder mit Auszeichnung, oder mit rühmlicher Auszeichnung, oder mit sehr rühmlicher Auszeichnung. Diese Weisheitsskala mit fahrenheitischer Gradmessung scheint mir aber gar nicht ausgezeichnet, im Gegentheil sehr simpel, ja unwürdig und lächerlich. Dieselbe wird in Kiel beibehalten. In Glückstadt wird gar nicht mehr examinirt, außer an dem Thor, wo man sich selbst einen beliebigen Charakter ertheilt.

Unter einem von den niedrigen rothen Dächern, die sich dort um Zuchthaus, Arsenal, Kaserne gruppiren, habe ich zwei Nächte geschlafen. Im Vorüberfahren dachte ich an den unglücklichen Freund, der mich damals beherbergte. Eine dämonische Natur in der Kremper Marsch! Eminent, phantastisch, bizarr in Glückstadt! Philister, Soldaten, Prediger über sich, als Advokat nur seine eigenen Prozesse führen, sein letztes karges Brod mit dem letzten Klienten theilen, der den Gutmüthigen hinterher blamirt und schuftig betrügt, welch jammervolles Loos! Doch sind diese Prozesse interessant. Welches Licht werfen sie auf rothe und schwarze Röcke, auf den Jammer rechtlicher und socieller Zustände. Du bist Advokat. Ein armes Judenmädchen tritt schluchzend in dein Zimmer und bittet dich flehentlich um Beistand. Du läßt das Mädchen niedersitzen, verlangst Ruhe und Fassung, zusammenhängende Erzählung. Die Polizei will sie aus der Stadt schaffen. Was ist ihr Verbrechen? Sie ist unbescholten, keiner kann ihr etwas nachsagen, aber sie liebt einen jungen Menschen, der sie in ihrem Hause besucht, er ist Mediziner, hat seine Studien absolvirt, ist von Niemand abhängig. Auf wessen Ansuchen thut die Polizei diesen Schritt? Auf Ansuchen ihres

Cheims; derselbe ist Oberrabbiner in Glückstadt. Das Mädchen, eine Waise nicht in Glückstadt geboren, kann kein Schutzrecht für sich in Anspruch nehmen. In diesem Augenblick erscheint athemlos der junge Mann. Du empfängst ihn mit der Frage: haben Sie ernsthafte Absichten auf dieses Mädchen? — ich wollte sagen, ist es Ihr Wille, mit ihr in den Stand der Ehe zu treten? — Antwort, Ja! — Nun wohl, so erklären Sie sich von Stund' an für den Verlobten derselben. Sogleich werde ich, auf diesen Titel, um Inhibition des Polizeibefehls bei den Gerichten nachsuchen. — Weinen Sie nicht, mein Kind, die Drohung der Polizei macht sich heute noch nicht wahr; mindestens verspreche ich Ihnen noch vierzehn Tage Aufschub, und in der Zeit wollen wir weiter sehen. — Der Advokat hält Wort, das arme Geschöpf entgeht der Beschimpfung durch eine Galgenfrist. Allein nach dem Gesetze sind die Ehen zwischen Bekennern des alten und des neuen Testaments unstatthaft, daher auch das Verlöbniß ungültig. Was war zu thun? Die Jüdin mußte erklären, sie wolle Christin werden. Der Rabbiner zerrauft sich den Bart; ein lutherischer Pfarrer nimmt das geistreiche Mädchen, eine anmuthige Glaubenstrophäe, in die Zahl seiner Katechumenen auf; nichts läßt bezweifeln, daß sie glücklich dem Judenthume, den Verfolgungen der Synagoge und der Polizei entgehen werde. Nun fehlt es freilich an Geld. Aber unser Advokat, der sein Werk nicht im Stiche lassen will, und der sowohl dringend eingeladen, als auch durch die naive Lebhaftigkeit seiner Klientin angezogen, sich von ihrer Noth und Aermlichkeit und von der erschöpften Kasse ihres Geliebten überzeugt hat, schüttet diesem großmüthig beinahe seine ganze Kasse aus, und bringt sich dadurch selbst später in die peinlichsten Verlegenheiten. Mittlerweile hat das Judenmädchen den lutherischen Katechismus auswendig gelernt, sie ist im Stande, auf alle Fragen nach dem, was sie glaubt, die Antwort der symbolischen Bücher zu geben. Also sie ist zur Taufe reif, sehnt sich nach dem Tage wo ihre Lektionen

aufhören. Plötzlich aber und ihr ganz unerwartet, tritt der Geistliche zwischen sie und das Taufbecken ihr erklärend, er könne sie nicht eher in den heiligen Bund der Christenheit aufnehmen, als bis sie sich rein gewaschen habe von der Anklage ihres sittlichen Wandels. Unerhört! Grausam! Pfäffisch! Einem schwachen Mädchen, das allein steht in der Welt, zuzumuthen, sich von etwas zu befreien, das als Stadtgerücht um sie zischelt, von dem sie sich so wenig wehren kann, wie ein Spiegel vor dem Hauch, wie ein Brunnen vor dem Stein. Sich von ihrem bösen Leumund befreien! Sie hätte den Pulverthurm anstecken und Glückstadt in die Luft sprengen müssen. Konnte sie den bösen Leumund vor Gericht laden? Nicht einmal die Polizei durfte sie verklagen, welche sie auf Grund bösen Leumundes aus der Stadt weisen wollte. In welchem elenden Kreise schleuderte man hier ein armes Weib herum? Ein Rabbiner überliefert sie der Polizei; den Häschern entrissen, sucht sie Schutz bei den Gerichten, diese schicken sie an die Geistlichkeit und die Geistlichkeit verräth sie an das Gerücht unter den Leuten, von dem gar keine Appellation stattfindet. — Unser Advokat, dem das Blut kocht, schleudert dem Prediger in Form eines Briefes Worte des Unwillens und der Verachtung zu. Darauf wendet er sich an die Gerichte und verlangt, daß der Geistliche im Namen der bestehenden Gesetze zu seiner Pflicht angehalten oder das Mädchen einem andern Geistlichen zur Verrichtung des Taufakts überwiesen werde. Er wird mit seinem Gesuche ab und zur Ruhe verwiesen. Kaum hat er das Rescript zerknittert, so erscheint der Bräutigam, und bittet um Geld. „Geld? ich habe nichts, da sehen Sie in meine Schublade"! Wiederholtes, dringenderes Ansuchen und die Worte, „bei Ihrem lebhaften Interesse an unserm Schicksale kann ich erwarten, daß Sie Anstalt treffen." Höchstes Erstaunen von Seiten des Advokaten, er bittet um Erklärung. Diese erfolgt und überbietet alles, was man sich von Frechheit denken kann. „Sie haben einmal Ihren Ruf, Ihre Advokaten-

stelle in diese Angelegenheit verwickelt, Sie werden, Sie dürfen uns nicht fallen lassen, nur auf Ihre Veranlassung habe ich mich so tief in diesen Handel verstrickt, ich rechnete in jeder Hinsicht auf Ihren fortwährenden Beistand, schaffen Sie mir Geld." Mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung hört der, sonst so leicht aufbrausende Advokat, diese Rede an. Er denkt weniger an Undank, Gemeinheit, Schlechtigkeit, als an die Raserei eines bedrängten Augenblicks. Er versucht durch eine einfache Relation des Sachverhältnisses den Menschen zur Vernunft zu bringen. Als dieser aber ihn mit auffallenden Reden, mit dunkelklingenden Drohungen unterbricht, faßt er sich kurz, zeigt ihm die Thür, und verbietet ihm, jemals wieder seine Schwelle zu betreten. — Einige Tage nachher will man im ganzen Klatschneste recht gut wissen, warum der junge Advokat sich so menschenfreundlich einer verlaufenen Jüdin angenommen; die Frau Lieutenantin hat gesagt, daß die Frau Kammerräthin ihr gesagt habe, daß sie vom Herrn Obergerichtsrath gehört habe, derselbe habe vom Gerichtspedell in Erfahrung gebracht, der Advokat T. gehe jeden Abend in's Haus der Jüdin, und die ganze Nachbarschaft, ja der Bräutigam selber wisse recht gut, welche Bewandtniß es mit diesen Besuchen habe, und wie natürlich sich sein Antheil an dieser Person erklären lasse. Andere sind noch besser unterrichtet; sie wissen, daß der Advokat T. in der letzten Zeit aus dem Hause der Jüdin weggeblieben; sie kennen auch die Ursache davon. Das sei nun eine Sache, die der Jüdin eigentlich zur Ehre gereiche, denn sie habe den Advokaten abblitzen lassen — und wie das boshafte Gewäsche weiter lautet, das, obgleich von einem Elenden ausgehend, doch ganz geeignet war, die letzten Fäden durchzuätzen, durch welche noch der junge Mann mit der Glückstädter Société und einer soliden Reputation zusammenhing. — Das Ende der Geschichte ist kurz. Die Jüdin blieb Jüdin und lebt mit ihrem Geliebten in Hamburg, ob freiwillig oder auf Polizeibefehl aus Glückstadt gezogen, weiß ich nicht zu sagen.

Du aber, T., wenn du diese Zeilen lieſest, mögen ſie dir eine Mahnung ſein, nicht allein zur Herausgabe deiner prozeſſualiſchen Merkwürdigkeiten, ſondern auch vor allem an die Wünſche, die ich in Glückſtadt gegen dich ausſprach. Oder rollen ſchon die Wogen des altlantiſchen Meers zwiſchen dir und meinen Plänen? — Oder ſprecht ihr Andern ſchon in Holſtein, wenn ihr euch im Kränzchen, oder auf dem Kindtaufsſchmauſe eine Neuigkeit erzählen wollt, „der tolle Ferdinand iſt auch todt!?“ Nun, das klingt jedenfalls beſſer, als „der ſchlechte Ferdinand“ — Wit nämlich, genannt von Dörring, welcher, wie euch bekannt, ſein leiblicher Vetter iſt. Wollt ihr billig ſein, ſo nennt den Einen einen genialen, den Andern einen ſpitzbübiſchen Narren. Deutſchland iſt reicher an der letzteren Sorte als an der erſteren. Das bedenkt. —

Die Beurs von Amſterdam fuhr ein wenig ſchneller an Glückſtadt vorbei, als ich eben. Wollte ich ſo ausführlich von allen Freunden und Bekannten ſprechen, die hüben und drüben am Ufer in Dörfern, Flecken, Städten bis zur Elbmündung ſich angeſiedelt, ſo könnte das Dampfboot ſeine Fahrt in dieſer Zeit dreimal hin und her machen, eh' ich an Helgoland vorüber wäre. Mir freilich gewährte dieſe ſtille Unterhaltung nicht allein Schutz vor Langeweile, ſondern einen ganz beſondern Reiz. Ich ſtand die ganze Zeit am Geländer und orientirte mich mit dem Fernrohr. Ich war aufgeregt durch den Gedanken, du nimmſt für lange Zeit, vielleicht für immer Abſchied von deiner norddeutſchen Heimath. Und gehörte ich nicht durch das Blut beiden Ufern an? — Meine Mutter war aus Ottersberg, einem anmuthigen Flecken auf der Poſtſtraße nach Bremen. — Lächelt nicht, ich bekenne meine Schwachheit, wenn's eine iſt. In freier Liebe ſchwebt mein Geiſt über Deutſchland, ja über dem ganzen Erdkreiſe, und ich habe ſtets, wo ich auf dem Gebiet der Geiſter eine provinzielle Blindſchleiche traf, zornig nach ihr geſpuckt und den Fuß aufgehoben. Auch legte ich in Beziehung auf Norddeutſchland die Probe ab, daß ich ſelbſt einem Ele-

ment, das mir mit der Muttermilch eingeimpft worden, den Krieg erklären kann, sobald ich einsehen gelernt, daß es störend in den humanen und nationellen Bildungsgang eingreife. Ich war der erste Niedersachse, der seine Muttersprache befehdete, obgleich sicher nicht der letzte, dem sie von Kindestagen her heimlich lieb und theuer war. Ich wollte keinen Vorrang vor dem Volke, ich glich nicht den hochmüthig Gebildeten, die mich darob der Impietät anklagten, und die kaum anders ein plattdeutsches Wort in den Mund nahmen, als wenn sie sich vornehm gemein machen wollen mit dem Volk. Ich griff meine niedersächsische Muttersprache an, weil sie verdorben, versumpft und durch eine Stagnation von mehreren Jahrhunderten zur Aufnahme frischer Bildungskeime unfähig geworden war. Grund genug, um mich über alle Konsequenzen zu beruhigen, aber auch Beweis genug, daß ich nicht die Fesseln der Geburt trage. Doch bekenne ich, daß mir diese nicht gleichgültig erscheint. Im Charakter ist ein Gewebe, im Blut eine Mixtur, in der Physiognomie ein Ausdruck, in der Haltung eine Linie, überall ein Etwas, das zum Mysteriösen der Stamm- und Familienbegränzung gehört. Aus seiner Haut kann Niemand fahren, am wenigsten ein Deutscher. Wer ein scharfes Auge hat und herumgekommen ist, sieht dem Deutschen gleich seine Landsmannschaft an. Das Schwierige ist auch hier die Definition. In mein Taschenbuch zeichnete ich eine Skizze des Hannoveraners und des Holsteiners, zwei demselben Sprachstamme angehörige, nur durch das Bett eines Stroms geschiedene Volksindividualitäten, auf gleichem Terrain — Haide, Geest und March — mit denselben Beschäftigungen — Ackerbau und Viehzucht — beide der Fremdherrschaft unterworfen; und die demungeachtet in der Besonderung der schärfsten Nüancirungen, ja wahrhafter Contraste einander gegenüber erscheinen. Im Allgemeinen ist der Holsteiner im Körperbau gedrungener, stärker und größer, dabei aber bequemer und schlottriger als sein Nachbar. Von Natur, und ohne besonders nahe Aufregung, ist er

der größte Bärenhäuter im Geistigen und Physischen. Auf eine Springfeder im Kopfe des Holsteiners kommen drei Springfedern im Kopfe des Hannoveraners. Dennoch scheint die eine jenen weiter zu schnellen, als diesen drei. Er ist gröber und maliziöser, er wird geboren als ein Klotz und stirbt auch oft als solcher. Doch wenn man ihn näher beschaut, zeigt er überraschend feine, tieflaufende Adern des Gefühls, einen gesunden Reichthum moralischer Säfte, und eine Charakterfaser, die der Axt widersteht. Zugänglicher, gefälliger, ich möchte sagen, weiblicher in Allem ist der Hannoveraner. Beide sind kerngesund, aber der Holsteiner wächst und altert langsamer. Ist es nicht merkwürdig, daß jene üppigen Mädchen am linken Ufer der Elbe früher verblühen, als am rechten Ufer? Und doch ist es so, und gilt auch von den Männern. Spitze Nase und Kinn, zugeschärfte Gesichtszüge, eingesunkene Augen sind Erbtheile der Hannoveraner, die über ein gewisses Alter hinausschreiten. In Holstein herrschen mehr die runden und stumpfwinklichten Formen vor. Und so könnte man diese Parallele noch weiter und bis in's Einzelne hinabführen, wenn man den Instinkt und die Liebhaberei für solche Beobachtungen hat. Was mich betrifft, so füge ich nur noch hinzu, daß ich aus meiner Geburt eine Verschmelzung von beiderlei Charakteren in mir ableitete. Wer darin bloß ein Spiel meiner Phantasie erblickt, wird mich nicht beleidigen.

Die Elbufer sind freilich sehr monoton. — Zunächst Schlick, oder Sand, oder unbedeichtes Wiesenland, darauf Deiche und hinter diesen von Zeit zu Zeit hervorschauende Kirchthürme, die in ihrer geschmacklosen Bauart aussehen, wie riesige Marschbauern in Sonntagsstat, und bunte Häusergiebel, auslaufend in Ochsenhörner, wie solche in heidnischer Zeit Sitte waren. Ueberhaupt mag es stets eine eigene Bewandtniß mit dem Christenthum dieser fetten übermüthigen Bauern gehabt haben. Einer von meinen Universitätsfreunden, ein frommer Theolog und einer der famosesten Gläubigen von dieser Kante, wurde einmal von

der ungläubigen Sekte der Manichäer hart bedrängt, und ging in dieser Noth den lieben Gott tagtäglich an, ihm den längsterwarteten Wechsel herbeizuschaffen. Als der Wechsel nicht anlangen wollte, brach endlich der Faden seiner Geduld; er schleuderte seine Bibel an die Wand und rief: Herr! Ledder um Ledder, sleist du mi, sla ik die wedder! — eine sprichwörtliche Redensart, zu hochdeutsch: Leder um Leder, schlägst du mich, schlag ich dich wieder. In diesen altsassischen Worten ist ihr Hauptglaubensartikel enthalten. Man kann dieselben als Motto über ihren Lebenslauf setzen, vor allen über die Chronik der Ditmarscher, welche die Werkthätigkeit ihres Glaubens auf's glorreichste in alter Zeit an Königen, Fürsten, Grafen und Herren dargethan haben. Die Ditmarscher St. Maria war eigentlich in Verbindung mit St. Georg, eine Schlachtengöttin; und als die Ditmarscher ihr einmal, bei Gelegenheit, als sie ihnen die große Garde umbringen half, im Jahre 1500, ein Nonnenkloster gelobt und aus einem Theil der reichen Beute aufgebaut hatten, fehlte es an Jungfrauen zum heiligen Dienst; denn selbst die Jungfrauen hatten besser Lust unter St. Maria zu kämpfen als zu beten. In dieser merkwürdigen Bauernrepublik galt kein Papst noch Bischof; und wie sie klug und stolz genug war, ihren Adel auszutreiben, so hätte sie jeden Geistlichen, der es gewagt, einen von Rom geschleuderten Bannstrahl fortzuleiten, selbst in die Acht gethan und aus dem Lande gejagt.

Ditmarchen liegt im nordwestlichen Holstein zwischen Eider und Elbe, welche beide sich im äußersten Winkel dieses Ländchens mit der Nordsee vereinigen. Das Dampfschiff fuhr an der entgegengesetzten Seite, an Cuxhaven vorüber. Man gelangt in die Nordsee, man weiß nicht wie; denn die Elbmündung ist so breit, daß Dittmarchens Küste und die Fortsetzung derselben uns als dämmernder Streifen am östlichen Horizont erschien.

Bei Cuxhaven wurde die Maschine einige Minuten innegehalten; ein Boot näherte sich, kombattirend auf

schäumenden Wellen, Pakete und Briefe wurden ausgetauscht, und nach einem verhallenden „Glück auf die Reise," das uns die rauhe Gurgel der Bootsknechte zuschrie, tobten die Räder mit entweihenden Schlägen in die heilige Fluth hinaus.

In einiger Entfernung hinter dem rothen Leuchtthurm von Cuxhaven steht eine obeliskenförmige Steinmasse, die ebenfalls eine nautische Bestimmung hat. Ein Schiff, das seewärts geht, oder in die Elbmündung einsegeln will, muß sich in solcher Richtung halten, daß der Fuß des Leuchtthurms ungefähr vom Obelisken bedeckt wird. Längs den Küsten der Nordsee, und rund um die Mündungen der großen Ströme, welche sich in die Nordsee ergießen, muß das Fahrwasser so ängstlich abgemessen werden, wie auf den Strömen selbst, die bekanntlich, mit Ausnahme der Schelde, alle stark versandet sind. Eine Seekarte gewährt überraschende Blicke in dieses Straßengewinde, das sich meilenweit in die offene See hinein, durch jene gefährlichen Sandlagen zieht, welche man Watten nennt und die so häufig als Inseln an Schleswigs Küste unter dem Namen der Halligen, auftauchen. Man kann von dem weiten Eingreifen dieser Sandbänke ins Meer sich einen Begriff machen, wenn man die hohe pittoreske Sanddüne erblickt, welche sich dicht vor Helgoland erhebt, und schon aus weiter Ferne durch ihren weißen Schimmer vom röthlichen Gestein des Felsens absticht. Nicht allein auf dem fabelhaften Felsen, sondern auch auf dieser Düne sitzt eine Sphinx, und legt den Vorüberfahrenden das dunkle Räthsel ihrer Existenz zur Auflösung vor. Ist dieser Hügel der Rest einer verschwundenen Dünenkette, die zu einem ebenfalls verschwundenen Ufer gehörte? Oder wie kann man sich die Möglichkeit seiner isolirten Bildung, mitten im Meer, vorstellen? — Ich bin kein Oedipus und ließ die naturhistorische Doppelsphinx, ohne Antwort auf Fels und Düne sitzen, mit denen sie vielleicht schon im laufenden Jahrhundert ins Meer stürzen und verschwinden wird. An Helgolands baldigem Unter-

gang zweifelt kein Helgoländer mehr. Dieſes Räthſel in Sandſtein wird alſo von den Wellen aufgelöst werden — wie das fleiſcherne Räthſel, Herz genannt, mit ſeinen dunkeln ſcharfklangigen Sphinxfragen an ſich ſelbſt, über ſich ſelbſt, über ſeinen erſten und letzten Pulsſchlag, ſeinen Haß und ſeine Liebe endlich aufgelöst werden wird — von denen, die es angeht.

Alle Paſſagiere waren auf dem Deck verſammelt und belugten das alte wunderſame Schau- und Cabinetſtück der Nordſee mit gebührendem Intereſſe. Ich für mein Theil dachte an jenen Johannes, den ich in meinen Wanderungen durch den Thierkreis aufführte, und den ich mir zum Helden eines in Norddeutſchland ſpielenden Sittenromans aufgeopfert habe. Dieſe innige treue Seele mit ihrer grenzenloſen Selbſtvergeſſenheit, ihrem Köhlerglauben, und jenem ſchaurig heitern, ächt helgolandiſchen momento mori, das ſie mit jedem Wort ausathmete und das zu ihrer blühenden Hülle ſo ſeltſam kontraſtirte, niemals hat ſie begriffen, woher die ordinären und ſuperklugen Menſchen herkämen, da doch alle Menſchen wandelnde Geheimniſſe ſeien, eingeſchachtelt in tauſend andere Geheimniſſe, welche das große heilige Weltgeheimniß bilden. Und an dieſer kindiſchen Verwunderung ging Johannes zu Grunde. Er lernte nur zu früh, daß es ſchnellwirkende Zaubermittel gibt zur augenblicklichen Myſtifikation der Gefühle — er langte nach der tückiſchen Phiole, deren flüchtig berauſchender Saft weiland Doktor Fauſt noch nicht kannte, und der erſt ſpäter, in einem ſchlanken, ſein Feuer verbergendem Rohr aus Amerika nach Europa kam. Schweige ich und traure, wie ich damals ſchweigſam trauernd an der doppelten Ruine eines Felſens und eines Felſenkindes vorüberfuhr.

Einer meiner Reiſegefährten, der mich auf die unruhige, ſonnenflimmernde, ſchaumwirbelnde Waſſer-Sahara hinausſtarren ſah, machte meine Bekanntſchaft durch ein Witzwort, das mich aufſcherzte und erheiterte, weil es ſo ziemlich die Empfindung eines Friſeurs beim Anblick des

Meeres ausdrückte: „Die Wellen, sagte er, schütteln ihre weißgepuderten Allongenperücken, sie gleichen einer Versammlung ehrwürdiger Magistratspersonen, die ein Menuett aufführen.“ Ich blickte nach dem Sprecher um, er war ein Mann in gesetzten Jahren mit gesetzter Haltung, die zwischen commandirter militairischer Steifheit und bürgerlicher Ungenirtheit eine ganz eigenthümliche Mitte hielt. Der glatte Haarstrich, die steife Cravatte, der ökonomisch knappe braune Oberrock, die grauen Beinkleider bildeten dazu eine angemessene Drapperie. Ich erfuhr, daß der Herr ein Fabrikant aus Kopenhagen sei. Das war's. Solche Posituren, solche Kleiderschnitte sind in Dänemark zu Hause, in diesem Staate, wo alles auf soldatischem Fuß hergeht, wo Kaufleute den Titel von Stabsoffizieren in der Armee erhalten, und das Leben sich im bandelirten, zugeknöpften, brustwattirten, schmachtriemenartigen Formate die Seele auspreßt. — „Also aus Kopenhagen, sagte ich, aber Sie haben nicht den dänischen Akzent, diese weichlispelnde Betonung, die von den Lippen ihrer schönen Frauen uns so reizend ansäuselt, im Munde ihrer männlichen Landsleute aber so schluckerhaft klingt“. — „Meine Familie stammt aus Deutschland,“ antwortete der Fabrikant, „auch bemüht man sich jetzt in den besten Zirkeln von Kopenhagen, ein scharfes, reines Deutsch zu sprechen.“ — Ich fragte nach dem Zustande des Handels und der Fabriken und ob nicht vielleicht in der jüngsten Zeit etwas mehr Leben an der verödeten einsamen Zollbude des Kopenhagener Hafens erwacht sei. Er nahm eine Prise und machte ein schiefes Gesicht. Dann entwarf er, in schneidenden Zügen, und mit einem rücksichtlich seiner eigenen Betheiligung sehr leidlichen Humor, das graue Bild eines der trübseligsten hoffnungslosesten Notstände, worin nur ein Staat, ein Land, eine Stadt, der Einzelne versinken kann. Er ging dabei, als ein durchaus unterrichteter Mann, in ein Detail hinein, dessen Wiederholung hier nicht am rechten Ort wäre. Die Wurzel des Uebels suchte er zu nahe, und, wie dieses gewöhnlich von auf-

geklärten Liberalen geschieht, so einseitig im Regierungssystem, oder vielmehr in der Destruktion der Staatsmaschine. Weil er mir die Vorurtheile der Dänen gegen die Deutschen nicht zu theilen schien — Vorurteile, die noch aus den Zeiten Struensee's herstammen — und daher nicht zu befürchten war, daß er meiner Ansicht über Dänemark eine gehässige, national-antipathetische Auslegung geben würde, so rückte ich mit jener hervor und faßte sie etwa in folgenden Worten ab. Dänemark, sagte ich, dieses kleine Inselreich, das in früheren Jahrhunderten der Kron- und Zeptertragende Mittelpunkt so bedeutender Reiche wie Skandinavien und England war, scheint durch seine glückliche Lage zum Handelsmittelpunkt des Nordens bestimmt zu sein. Von hafenreichen Küsten umrandet, von tiefen Gewässern dreifach durchfluthet, an der einzigen Seegasse zwischen dem Westen und den Küsten des baltischen Meeres, möchte man in der That glauben, daß Dänemark von Natur auf einen großartigen Zwischenhandel angewiesen sei. Nun zeigt aber die Geschichte uns Dänemark in einer ganz anderen Rolle, anfangs in einer erobernden, kriegerischen, später in einer ziemlichen Beschränkung seiner Schiffahrt auf die Ausfuhr seiner beiden Hauptprodukte, des Korns und der jütischen Ochsen. Wie soll man sich dies erklären? Durch Mangel an Elastistizät, an Kombination, an friedlichem Unternehmungsgeist? Wohl, einen Theil der Schuld mögen die Dänen selber tragen; darein will ich mich nicht mischen. Was Thätigkeit vermag und Trägheit versäumt im Leben, ist nicht wohl zu berechnen. Mögen sie also wirklich den Hansestädten, den Holländern, Engländern allzuleichtes Spiel gemacht, ihren Sund zu wenig benutzt und sich aus Faulheit an ihrem Sundzoll, dieser elenden Sinecüre, dieser Leibrente für die Altersschwäche, begnügt haben, dieses was ich im Ganzen nicht läugne, will ich anderen Richtern zur genaueren Abschätzung überlassen. Aber man muß nicht außer Acht lassen, daß Naturbegünstigungen öfters von geschichtlichen Ereignissen durchkreuzt werden. Hier war

es der Gang des Handels, welchen die Dänen nicht in der Hand hielten. Vor der Entdeckung von Amerika ging der Handelsweg aus Italien über Deutschland, wo er in den Ostseehäfen mündete und von hieraus seine Fortsetzung fand. Als der Seeweg nach Indien, als Amerika aufgefunden war, machte sich der Besitz von Kolonien in den neuentdeckten Ländern zum nothwendigen Erforderniß, um in Europa die Rolle einer schifffahrenden Nation zu spielen. Denn auch abgesehen von den zufließenden Reichthümern und dem höhern Schwung des Lebens, erwarb sich die Schifffahrt des Mutterlandes ein solches Uebergewicht in den europäischen und auswärtigen Häfen, ward namentlich so sehr, bei direktem Handel, durch Rückfrachtgelegenheiten begünstigt, daß andere Nationen dagegen nicht Segel halten konnten. Allerdings greift hier die Frage ein: warum verschafften sich die Dänen keine Kolonien, warum gingen sie nicht mit den Holländern zur Beute, warum pflanzten sie die Danebrogsfahne nur auf einige elende Absteigequartiere in Ost- und Westindien, ja sogar in Afrika? Allein ich möchte diese Frage nicht gern zum Nachtheil dieser Nation gelöst sehen. Sollte ich den Dänen einen Vorwurf daraus machen, daß sie das verbrecherische Glück der Holländer in Asien nicht theilen? Das ist der Punkt, auf den es hinausläuft, und ich habe stets einen unüberwindlichen Schauder vor dieser letzten Consequenz der Handelstheorien gehabt. Ich absolvire die Dänen im Namen der Menschlichkeit, möchte auch lieber, daß der Stab des Merkur in tausend Stücken zerbräche, als daß seine Schlangen sich um die Brust der Völker ringeln. Die Holländer kennen den dänischen König nur als „Ochsenkönig"; die Engländer aber wissen von einem alten König Knuth und einer Handvoll kühner Degen, die ihm England erobern halfen. Der unruhige Geist der Abenteuer und kriegerischer Eroberungen, welcher einst den skandinavischen Norden auszeichnete, muß mit dem Handelgeiste wenig Gemeinschaft haben, er flüchtete nicht in diesen über, er starb als dieser aufkam. — Was

die Aussichten auf die Zukunft betrifft, so schimmern für Dänemarks Handel und Schifffahrt wahrhaftig keine Lichtpunkte in der Ferne; die Aufgabe wird immer schwieriger, die Konkurrenz immer größer, und was Englands, Hollands, Frankreichs Schifffahrt in der Ostsee benachtheiligt — die täglich wachsende Zahl der russischen und preußischen Segel — wird Dänemark keinen Vorschub bringen. Sie sehen, ich bin gerecht, wenn ich von Dänemarks Unglück spreche. Was Dänemark sein und werden könnte in den Händen der Engländer, will ich nicht untersuchen; Dänemark wird niemals eine englische Provinz, eher ein Theil des schwedischen Reiches. Allein, was Dänemark unter diesen Konstellationen Großes aus sich selbst machen kann, sehe ich nicht ein. Industrie? — Wo hinaus? — Zum Bedarf des Landes. Das läßt sich hören. Aber besitzt Dänemark die Comfortabilitäten, ja die gehörigen Fähigkeiten zur Industrie, wird es künftighin besser, als gegenwärtig, trotz dem rigorösen Zollsystem, mit Frankreich, England und Deutschland Markt zu halten im Stande sein? Der Minister Bernstorff hat viele Hunterttausende auf Kopenhagens Manufakturen verwandt. Wo sind diese? Wie schlecht ist nur das Tuch, das in Kopenhagen fabrizirt wird; es würde nicht einmal die Concurrenz mit der Tuchfabrik in Neumünster, im Lande Holstein aushalten, wäre nicht die Einfuhr dieses Fabrikats, ich weiß nicht, ob gänzlich verboten, oder mit zu hohem Zoll belastet. Der Däne besitzt ein gutes mechanisches Talent — ich wünsche ihm alle übrigen, und Erfindungs- oder auch nur Nachahmungsgeist; damit bringt er es wenigstens zu einer erträglicheren Existenz, als worin er gegenwärtig schmachtet. Denken Sie sich die beste Monarchie unter welchem Bilde Sie wollen, z. B. unter dem einer weisen väterlichen Erziehung, bleiben wir bei diesem — auf wen kommt's am Ende denn eigentlich an, — wenn nicht auf den Sohn? Ein Kind lernt gehen, wenn's gesunde Beine, denken, wenn's Kopf, handeln, wenn's Charakter hat, und zur Ausübung aller dieser Akte kann das Kind gezeitigt und

durch Maximen angeleitet werden. Das ist viel, aber auch alles; und zuletzt muß der weise Erzieher Gott danken, daß die Mißgriffe, die er begeht, nicht die Summe der Förderungen übersteigen, und aus der Erziehung keine Verziehung wird. In keinem anderen Verhältnisse stehen die Regierungen zu den Bürgern, die weisen nämlich, und die in ihrer Weisheit viel regierenden: derselbe Vorschub, dieselbe Nachhülfe, dieselbe Besorgniß, und bei so vielen Schritten doch nur dasselbe Glück. Im Volke, im Leben, im Kreislaufe natürlicher Entfaltungen, da blüht das Heil, was durch den obersten Willen allerdings von manchem äußern Druck befreit, aber kaum irgendwie positiv gefördert werden kann. Sagen Sie mir, warum gedeiht die Industrie in Kopenhagen nicht? Die Regierung hat sie durch Zölle, Geldvorschüsse, Monopole unterstützt, was kann sie mehr? Gute Fabrikate schaffen? Befehlen, daß man die schlechten kaufen soll? Es wird wohl Zeit, einzusehen, daß man zum Besten Einiger, denen es nicht einmal zu Buch schlägt, die Nation benachtheiligt. Mißglückte Versuche müssen zum Nachdenken führen. Hat man die Frage schon aufgeworfen, ob ein kleines abgeschlossenes Land, falls es nicht im Stande ist seinen Fabrikaten auswärtigen Absatz zu verschaffen, auch nur im Stande ist, damit seinen eigenen gesteigerten Bedürfnissen zu entsprechen? Sie selbst wissen besser, was alles dazu gehört, und ich begnüge mich, diese Frage nur hinzuwerfen. — Übrigens bedaure ich dieses Dänemark, wie es heute aussieht. Das ehemalige gewaltige Reich der drei nordischen Kronen hat etwas Tragisches. Es opfert sich dem Glanze seiner Erinnerungen. Das Königreich ist zu klein geworden unter den Königreichen, die Nation ist zu klein geworden unter den Nationen. Beides fühlt sich nur zu schmerzhaft in einem Zeitalter kolossaler Dimensionen. Aber das Erstere ist schlimmer als das Letztere. Völker theilen sich ihre Gedanken und Erfindungen mit; Könige stellen sich ihre Soldaten gegenüber. Völker sind gleichberechtigte Existenzen; Könige und Dignitäten in ungeheuren Abständen. Wer

zöge, um dieſen Gedanken durch ein Beiſpiel klar zu machen, wer zöge die Nation der Dänen unter die Nation der Ruſſen herab, wenn vom Vergleich ihrer Nationalexiſtenzen die Rede iſt. Dagegen, wer vergliche auch nur das winzige Königreich Dänemark mit dem koloſſalen ruſſiſchen Kaiſerreiche? Oder, dieſen Gedanken auf andere Weiſe erläutert: Durch Wegnahme Norwegens iſt nicht ſowohl der däniſchen Nation von der ſchwediſchen, ſondern der däniſchen Monarchie von der ſchwediſchen eine Beleidigung zugefügt; was ſich auch dadurch bewahrheitet, daß die frühere Erbitterung zwiſchen beiden Nationen ſeit jener Zeit nicht im Steigen, ſondern in Abnahme erſcheint. Finden Sie darin eine Spitzfindigkeit? Sie ſchütteln den Kopf; Sie geben mir Recht? — Vollkommen, ſagte der Fabrikant. Doch lieben die Dänen ihren alten König zu ſehr, um nicht mit ſeinem Schmerze zu ſympathiſiren. Ich habe ſie weinen ſehen, wenn er ſich nahte. In der That, man liebt ihn, wenn man auch ſonſt nicht zufrieden iſt. Der Nationalſtolz trägt dieſelbe Falte auf der Stirn, wenn von England, von der Flotte, die Rede iſt. — Dann die zuſammenerlebten Schickſale, die lange Zeit ſeiner Regierung, ſeine entſchiedene Vorliebe für die däniſchen Erblande und alles Däniſche (er war der erſte Oldenburger, der nicht Frederik unterzeichnete), ſein prunkloſes Privatleben, ſeine ſtets nüchterne maßliebende Natur, alles dieſes feſſelt an ſeine Perſönlichkeit, und macht ſogar das häusliche Leid, das über ihn verhängt iſt, zu einem Unglück in der Nationalfamilie. An ſeine Dynaſtie aber knüpfen ſich ſo viel nationalhiſtoriſche Erinnerungen, daß man nicht ohne Teilnahme dem drohenden Untergang dieſer Dynaſtie entgegen ſehen kann. — Doch ſcheint mir, fiel ich ihm ins Wort, die Nation iſt zur Benutzung aller Chancen entſchloſſen! Hat ſie wirklich ſo viel Klugheit und Energie, um von einer verfallenen politiſchen Größe zu abſtrahiren und mancherlei mittelaltrige, beſonders den Landbau und Landbeſitz drückende Inſtitutionen zur Wohlfahrt des Landes umzugeſtalten, was wäre dann verloren?

Dänemark wird niemals reich werden; aber die reichen Länder, wie England, sind sie darum glücklich? Dänemark ist auf primitive einfache Zustände angewiesen. In der That gibt es nichts Naiveres, als den dänischen Landmann; aber er ist träge, gedrückt, und vom agronomischen Kulturgange beinahe völlig ausgeschlossen. Die Spuren des Feudalismus sind noch zu tief eingeschnitten in seinem Wesen. Was habe ich sehen müssen auf Seeland und Fühnen! Eine arme Frau rutschte auf den Knieen in's Zimmer der gnädigen Gräfin, um dieselbe anzubetteln, sie küßte der Gnädigen die Schleppe des seidenen Kleides. Wenn wir spaziren fuhren, riß sich die baarhäuptige Dorfjugend in den struppigen Haaren und zog ihren Kopf gleich einer Mütze, beinahe an die Erde. Das sind böse Zeichen, und wie viel andere aus der großen Verzweigung könnte ich anführen? Doch wird die Zeit und ihr Geist das alles umgestalten. Dänemark wird keinem glänzenden, aber einem bescheidenen blühenden freundlich glücklichen Lose zuwachsen. Wahrhaftig, das ist meine Ansicht; und ich möchte sie allen Dänen zum Trost zurufen.

Der Fabrikant drückte mir die Rechte. Allerdings, sagte er, der grüne Boden selber ist die festeste Basis unserer Zukunft; diese Inseln sind ungeschliffene Juwelen. Glänzendes vom Fabrikwesen erwarte ich auch nicht, doch vielleicht mehr als Sie.

Meine Erwartung, sagte ich, geht auf das Hinlängliche, auf alles, was sich für einfache Zustände eignet. Man scheint bei Ihnen in der technischen Nachahmung noch so sehr zurück, daß die technische Erfindung wohl noch lange nicht an die Reihe kommen wird. Und, fügte ich lächelnd hinzu, wie schwer hält es, daß die Erfindung ihren alten Gang verändert, und sich von Norden nach Süden, statt wie herkömmlich, von Süden nach Norden verbreitet. Denken Sie an Ihre vaterländische rothe Grütze. Hat dieses köstliche Gericht, das ich zuerst im Esromkloster, am Ufer jenes lieblich hingegossenen Sees auf die Zunge nahm, sich über das linke Elbufer mehr

als ſporadiſch ausgebreitet? Im Bremiſchen hab' ich's zuletzt gegeſſen; in Braunſchweig kennt man keine rothe Grütze mehr!

Der Fabrikant lachte und dieſe Wendung gab unſerer Unterhaltung eine heitere anekdotiſche Richtung.

Da ich aber in dieſem Reiſebericht etwas Beſſeres zu thun habe, als Anekdoten aufzutiſchen, und die zufälligen Blumen des Geſprächs einzuſammeln, ſo will ich dieſe Diatribe mit etwas Nützlichem für meine Leſerinnen abſchließen, nämlich mit einem Rezept zur Bereitung der rothen Grütze. Nimm: Zucker, Johannesbeerenſaft, und nicht eben Grütze, ſondern ein beliebiges feineres Mehlfruchtkorn, und ſchüſſele dieſe wohlvereinigten Elemente in glatter, appetitlicher Form deinen Gäſten auf.

Soll ich nun vom ſchönen Wetter, von der glücklichen Fahrt ſprechen? Wen intereſſiert das? Nur die Stürme und das Unglück machen ſich auf den Wellen intereſſant. Nicht einmal Seekrankheit an Bord, obgleich Damen in der Geſellſchaft waren. Was letztere betrifft, — Hamburgerinnen — ſo habe ich kein Recht zu verlangen, daß ſie hübſcher geweſen ſein ſollten. Eine Vergleichung mit meiner letzten weiblichen Reiſegeſellſchaft an Bord des Willem de Cerſte, hielten ſie freilich nicht aus. Unter den Paſſagieren befand ſich ein Sohn des Feldmarſchalles, Fürſten Wrede, Offizier, wie ſo viel Tauſend andere Deutſche in ruſſiſchen Dienſten. Sodann ein ruſſiſcher Legationsſekretair, der mit leichter Hand Porträte ſkizzirte. Von den übrigen zeichne ich ein Paar junge Leute aus, Ungarn, die des Morgens im bunten Schlafrock und in goldgeſtickten Pantoffeln auf dem Verdeck ſpazirten. Den Einen von dieſen wird der Leſer in Amſterdam wiederfinden; in Amſterdam deſſen unanſehnliche Thürme endlich in der Tiefe der Süderſee ſich vor unſern Blicken erhoben.

II.

Literatur.

Medias in res.

Tieck. — Musenalmanach. — Ein neuer Operncomponist. — Charlotte Stieglitz. — Th. Mundt. — Bettina. — Junge Literatur. — Nation und Publikum. — Jahrbuch schwäbischer Dichter. — Purpurviolen. — Ein Speculant.

G.

Früher war das herbstliche Erscheinen der Taschenbücher immer das Signal zu literarischen Aequinoctialstürmen. Jetzt blenden die Goldränder dieser Publikationen nicht mehr: wären die Taschenbücher nicht durch sich selbst, durch ihre frühere, glänzende Epoche Bedürfniß geworden, die Theilnahme, die sie jetzt allmählig verlieren, würde mit einem Schlage verloren sein. Urania ist der einzige Almanach, welchem man mit einiger Spannung entgegensieht. Man weiß, daß man hier eine Novelle von Tieck findet, die unsere Phantasie und unser Urtheil beschäftigen wird. Man erwartet von diesem übrig gebliebenen Namen nicht nur etwas Poetisches, wie immer, sondern jetzt sogar etwas Interessantes, des Dichters Polemik gegen den Zeitgeist. Zugleich blickt man keinem Gegner mit mehr Ruhe in's Auge, denn man weiß, daß es Tieck eben so sehr an Muth, wie an Kenntniß der Sache fehlt. Es ist eine doppelte Unterhaltung, eine mit, und eine über den Dichter.

Tiecks Eigensinn und Laune in der neuesten Urania beginnt, wie es sein Name mit sich bringt, ohne

Plan, ohne Ernſt, etwas faſelhaft. Doch plötzlich erhebt ſich die Erzählung, wenn auch durch einen unnatürlichen, linkiſch abgeſchmackten Coup, die Liebe eines geiſtreichen Mädchens zu einem Kutſcher, in veritablere Gegenden und Verhältniſſe, erhält ſich lange Zeit in einer intereſſanten, pſychologiſch-feinen, alſo bei Tieck ganz neuen Sphäre und verliert erſt dann ihren Gehalt und Zuſammenhang, wo der Dichter die Moral und die Polizei zu beſchwören beginnt. Auch Tieck leitet den Zeitgeiſt aus den freien Sitten her, und läßt den Liberalismus in den Spitälern ſich rekrutiren. Bisher glaubte man immer, daß aus der Gicht die romantiſche Schule, aus einem krummgezogenen Rücken die Andacht zum Kreuze entſtand; allein die ſervile und romantiſche Schule redreſſirt den Vorwurf und leitet die Freiheit, deren Gedanken noch immer aus übergeſunden, träumeriſchen, und wenn man will, vollblütigen Jünglingsköpfen entſprungen ſind, aus einem moraliſchen Miſerere her, das man bisher nur an ihr zu riechen vermieden hat. Es kommen vortreffliche Maaßſtäbe in unſerer Literatur auf. Ganz neue Prinzipien erſinnen unſere ſchachmatten Gegner. Die Phallusprieſter predigen Buße. Tieck, der froh ſein mag, daß man die den Sinn gefangen haltende romantiſche Zaubernacht nicht einmal mit neugieriger Fackel erleuchtet, will die frommen und edlen Tendenzen unſerer Zeit aus Verſtößen gegen den moraliſchen Imperativ herleiten. Wäre die Metamorphoſe nur conſequent! Tieck mußte dieſe Erzählung, wenn er ſich und nun auch dem Anſtande treu bleiben wollte, Leichtſinn und Laune nennen, da aus Eigenſinn noch keine Frau geſunken iſt.

Aermlicher als je fiel diesmal der von Schwab und Chamiſſo beſorgte Muſenalmanach aus. Vögel genug im deutſchen Dichterwalde, aber diesmal ſo viel Spatzen, daß man auf die Vermutung kömmt, die zählbaren Nachtigallen ſuchten nach einem mittelmäßigen Hintergrunde für Klänge, welche auch an ihnen diesmal wie aus der Mauſe gekommen ſind. Einige Ideen ſind intereſſant, wie die Vergleichung Anaſt. Grüns mit dem italiäniſchen Impro-

visator; doch fehlt es überall an den rechten Ausführungen. Chamisso rührt, wenn er sein Alter erwähnt: frisch und poetisch sind nur die Gemälde Freiligraths, dieses deutschen Victor Hugo, der in kurzer Zeit Alle überflügeln wird. Kalt, nüchtern, unlesbar sind die Lieder aus Rom, von G. Pfizer, die mit arroganter Geschwätzigkeit hingeworfen, ein Römisches Leben affektiren, was sich in keinem Verse als in der That genossen, umarmt, glühend umarmt herausſingt. Selbst Nikolaus Lenau bleibt dem Ziel fern, das er durch eigene Kraft sich früher gesteckt hat. Ein Ruhm ist leicht verscherzt. Unter aller Würde sind die Versifikationen Wolfgang Menzels, die ein gemeinschaftlicher Name: Magdalene zusammenhält. Weniger hart beurtheilen wir sie, wenn man den Maaßstab der Oper an sie legt. Für dieses Genre der Dichtung beurkunden sie ein zwar nicht seltenes, aber immer achtungswerthes Talent. Man höre:

Ihren Augen zu begegnen
Stößt den Nachbar man zurück,
Rosen läßt sie niederregnen,
Sie zu haschen — welch' ein Glück!

Ferner:

Zürnend spricht er: meine Töne
Seyd verstummt, verstummt mein Herz?
Diese zauberische Schöne
Hat in ihrer Brust kein Herz.

Schikaneder würde sich nicht besser ausgedrückt haben, auch im Folgenden nicht:

Da mit leichtem Nymphenschritte
Kommt die Liebliche daher,
Sieht sich auf des Weges Mitte
Nach ihm um von Ungefähr.

Schlug ein Blitz so plötzlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder,
Und — dahin ist all' ihr Glück!

In dieſen trivialen Phraſen geht es fort. „Dieſe ſchöne Liebeskranke läſſeſt du in Gram vergehen?“ „Barbar, du bleibſt ſo kalt?“ „heiße Liebesqual“ „bittre Liebespein.“ Sollte einſt Herr von Liechtenſtein aufhören, die Texte der franzöſiſchen Opern in's Deutſche zu übertragen, ſo werden wir uns freuen, Herrn Menzel in ſeine Stelle rücken zu ſehen.

Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal — heißt vielleicht der ergreifendſte Roman, der ſeit Werther geſchrieben und geſchehen iſt. Man kann ein vielbeweintes Ereigniß nicht poetiſcher erfinden, als es hier eine ſonderbare Verkettung geſellſchaftlicher Pflichten und Intereſſen that. Das Schickſal war hier der ergreifendſte Dichter und der, welcher ſeine Eingebung ausſprach, hatte den richtigen Takt, ihm gegenüber ſich nicht zu nennen.

Charlotte Stieglitz iſt an zwei Irrthümern geſtorben, die beide denſelben Gegenſtand betrafen und von denen einer den andern ablöste. Zu Anfang glaubte ſie an die Poeſie ihres Mannes, ſie wühlte in ſeinem langen Haare, ſie erſchrack vor dem Trotz ſeines Auges, ſie dachte ſich in Heinrich Stieglitz einen Adler der auf dem höchſten Gipfel des Parnaſſes horſtete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was ſie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Menſch vorausſetzte, glaubte ſie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheiſches Gleichniß, was ſie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erſter Irrthum, ſie glaubte ſich mit einem Titanen zu vermählen.

Als ſie von dem erſten zurückkam, verfiel ſie in den zweiten. Als ſie eine ſchlaffe, ermüdete, ſelbſtquäleriſche Natur antraf, als ſie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wiſſenslücken in ihren Armen hatte, als die Vergangenheit ſtatt der Gegenwart, der Orient ſtatt des Vaterlands, die Goetheſche Reminiscenz ſtatt des Genies aus ſeinem Munde ſprach, da gab ſie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da

sie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüste Sahara als ein Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypocondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, sie wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, sie wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie in einer und derselben Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war soviel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versetzt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der Königl. Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüssigen Frau zu gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Haupte, das soviel Ernst und Muth umschloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem ersten zum zweiten Irrthume führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte finden, sann sie: der Faden, der sie durch das

Landesbibliothek

Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich stürbe, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen leitenden rothen Faden. Der Schlüssel seiner Zukunft würde, wie in dem Märchen, in Blut gefallen sein, und kein Versuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt: zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder aus Schwäche, (denn die Schwächlinge sind bald beruhigt) sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft wo Freude auf jedem Antlitz strahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Frische ergriff, dem traurigen Abgrunde einer tragischen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath gegeben, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einsatz desselben herauskäme. Da war Spanien, da ist Südamerika: da sind überall Gräber offen. Er suchte sie nicht. Er blieb zurück. Es giebt vielleicht einen andern Weg, sich und ihm zu helfen. Bleib' im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gieb die Leier hin auf ewig! berühre sie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: sei nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotten nicht mehr deine Liebe oder deine Muse — sondern deine Frau und sage dreist, daß du sie nach deinem Gefallen behandeln konntest. War sie deinen Tugenden angetraut, so war sie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn sie starb, so war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber stolz: Niemand dürfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuchauszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kömmt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch, und aus tiefster Naivetät, zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke, und hielt sich in seinem eigenen Urtheil der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß noch eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint, und nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch imputirt werden kann. Besonders anziehend ist der sentimentale Schmelz in Mundts Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich finden würden, die aber lapidarisch hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermißten. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu sein, ist etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber

eine hinreißende Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Rosen und zarten Gefühlsergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man, den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um das auszumalen, was Charlotte in der Dichtkunst Glorienhaftes zu sehen glaubte.

Das nicht weniger Schmerzliche an dem Gegenstand dieses Buches ist das Urtheil der Welt. Leute, die aus ihren gewohnten Daseinskreisen niemals einen Blick werfen auf das, was neben ihnen ächzt und leidet, werden dies Ereigniß immer auf eine plumpe Weise angreifen. Ja sogar die literarische Kritik bemächtigt sich der letzten Instanz und kombinirt zur Feststellung des Thatbestandes Dinge verschiedensten Ursprunges. Menzel, der es jetzt ahnt, daß seit drei Jahren sich in Deutschland die ergreifendsten Dinge entwickelt haben, daß eine neue Tendenz ihren Strom so gewaltig genommen hat, daß ein mit Vernachlässigung, Denkscheu beladener und am Vordertheil rund abgestumpfter Kahn ihm nicht mehr die Spitze bietet, mußte, um diese drei Jahre nachzuholen, auch Charlottens erwähnen. Bettina und Rahel paaren sich zu ihr. Rahel hat zu viel Freunde in Deutschland gewonnen, als daß ich ihre Rechtfertigung zu übernehmen brauchte: nur über Charlotte und Bettina eine kurze Entgegnung.

Mit einer Phrase will Menzel eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur: Goethe's Briefwechsel mit einem Kind zerstören. Sie ist so zugestutzt, diese Phrase, daß in ihr die Macht des inneren Widerspruches liegen soll. Es ist eine Antithese, von der Art, wie man sie durch ein Dutzend Andere aufheben kann. Menzel schließt: „Bettina liebte Goethe; das ist gut: sie gibt das Geheimniß ihres Herzens heraus, das

ist unweiblich." Die gesunde Vernunft spricht aber so: „Bettina liebte Goethen; das ist gut. Sie kam von ihrem Irrthum zurück: das ist noch besser. Aber sie konnte nicht aufhören, ihn zu achten. Sein Genie versöhnte die Frau, die durch sein Herz als Mädchen beleidigt war. Sie war ihm aber werth gewesen, sie hatte, um ein unschönes aber richtiges Bild zu gebrauchen, wie ein umgekehrter Teufel immer nach ihrer Entfernung einen englischen, seraphischen und poetischen Duft bei ihm zurückgelassen, ihre sylphenhafte Erscheinung trat oft plötzlich aus den Wäldern hervor, in welchen sich Goethe's Phantasie erging, sie ist ein Beitrag zu seinem Leben: warum sollte sie nicht eilen, ihn zur Freude Deutschlands öffentlich zu geben? Sie hat das Stuttgarter Literaturblatt nicht befragt. Sie hat ein großes Verbrechen begangen."

In Betreff der Charlotte Stieglitz, so soll ich nicht geringe Schuld an ihrem Tode tragen. Ich habe das liebe Wesen nicht gekannt. Meine Schriften las sie vielleicht nicht. Ich habe früher und jetzt die Schuld ihres Todes auf den Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Irrthümer geschoben. Ich habe in dieser Tragödie einen kräftigen Mann, eine entschiedene Willenskraft, kurz eine zweite Person vermißt, die die erste werden und aus der Tragödie ein ernstes Lehrgedicht für Frauen hätte machen können. Menzel, sonst immer bereit, das erste Prinzip der materialistischen Philosophie: Kraft den moralischen Handlungen als Prüfstein anzulegen, Menzel, der den größten Werth auf eine gewisse gemüthlose, bäurische Ungeschlachtheit legt; Menzel, der immer geneigt ist, die Weiber für die Schatten der Männer zu halten, vergißt hier plötzlich seine eigene Natur, läßt die fatale zweite Hauptgestalt der Tragödie im Dunkeln vorüber huschen, und imputirt der jungen Literatur den Selbstmord einer Frau, die nur ihren Mann, ihre Liebe und in ganzer Vollkommenheit sich selber kannte. Die junge Literatur soll von der Emancipation der Frauen gesprochen haben, da sie doch nur von der Emanzipation der Liebe sprach. Menzel, in dem schmerzlichen Gefühle,

allein zu stehen mit der Art, wie er die Kritik neuerdings begonnen hat, entblößt vom Rückhalte der deutschen Schriftsteller, die, wenn sie von der Nation gehört werden, sich um das Centrum der jungen Literatur geschaart haben, und zuletzt das Mißliche eines Kampfes ahnend, wo man dem Gegner Muth, Taktik, Jugend, scharfe Waffe und eine Art Berechtigung, auf dem Platze erscheinen zu dürfen, nicht absprechen darf, ruft die Dichter und die Theologen auf, ihm zu Hülfe zu kommen. Wir erschrecken nicht, weder vor den Versen der Einen noch den Anathemen der Andern: nur schmerzt es, daß dieser Tumult über dem Grabe einer unglücklichen Frau sich erheben soll, über dem der Himmel schon durch einen ganzen Sommer eine friedliche Blumendecke wachsen ließ.

Meine Freunde und ich wissen zu gut, daß das beste Mittel gegen Menzels Lamentationen Fortsetzung unserer bisherigen positiven Schöpfungen ist. Wir sind sparsam mit dem Raume, den wir der Polemik in der deutschen Revue gestatten und erwerben uns gewiß den allgemeinsten Beifall, wenn wir Menzels Angriffe mißachten und in unserer Bahn freudig vorwärts gehen. Nur eine Bemerkung möge, um von schmerzlichen Erinnerungen in das Getriebe unserer Literatur überzugehen, hieher gestellt sein.

Die Dichtkunst war von jeher eine Inspiration, in welcher die Seele mit den traumartigen Zuständen des Rausches verglichen wird. Läßt der Enthusiasmus den Dichter frei, so kann er selbst, betrachtend, sinnend und beurtheilend über seinem Werke stehen. Er vermag es, sich selbst seinem Gedichte gegenüber zu stellen und es im Zusammenhange mit ähnlichen Erscheinungen aufzufassen. Es ist zufällig, daß ich der ausgesprochenste Autor einer neuen Phase unserer Literatur bin. Ich will mich in die Illusion versetzen, daß ich es nicht wäre, daß meine Schriften den Namen meiner Freunde trügen, daß diese selbst schon ausgeführt hätten, was sich in ihren Plänen gestaltet, und daß ich nichts als Kritiker wäre.

Es handelt sich um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation steht, wissen wir; wo die Literatur, das ist zweifelhaft. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein. Das ist entschieden; aber soll sie nicht mehr sein? Ja, sie soll mehr sein. Die Literatur schöpft niemals aus der Durchschnittsintelligenz. Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können. Unsere Sitten und Gebräuche, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen spiegeln sich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Culminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationalleben spiegelt und nur ein Echo unserer Misere oder unseres Glücks ist, was bietet sie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroischer Subjektivitäten, welche die Literaturgeschichte so interessant machen, Kometengeister, die die Planeten und Fixsterne durchkreuzen? Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größeren Dichter in Deutschland hervorbringen, als Uhland, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen größeren Kritiker, als Menzel, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer aristokratischen Literatur. Ich meine, man sollte nur vor einer Literatur warnen, die den Massen schmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handschuhmacher sein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu stylisiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich nenne hier nur das Äußerste; aber eine Literatur, welche die Masse portraitirt, wie sie ist, eine Literatur, welche in Versen oder Prosa niemand anders ist, als du selbst, führt so weit. Es ist unmöglich; man kann die Musen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegasus zur Vermittelung unseres täglichen Brods in den Pflug des Bauers spannen.

Es giebt nur zwei Endziele, für welche sich das

Genie begeistert: die That und die Kunst. Unsere Zeit ist politisch die der Masse und des Gesetzes. Kommen wir zu einem Endpunkte, so geschieht es jetzt weniger durch Handeln, als durch Dulden. Jene Rennbahn, die das geschichtlich Außerordentliche produzirt, ist verschlossen. Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabensten Opfern ist es nichts. Die Opfer werden immer allein stehen und keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken. Wo stehen wir? wir gehören der Welt und der Nation an. Wir müssen etwas thun, was Ersatz ist für das, was wir thun könnten. Es muß wenigstens eben so groß sein, wie unsere Vorstellung. Wir ergreifen die Feder.

Da sind die Götter der Literatur! Da ist Goethe, Schiller, da ist Klopstock, Herder, Wieland. Da sind die Heroen, die schon an die Unterhaltung dachten: Jean Paul, Hoffmann. Wir werden viel aufbieten müssen, um der deutschen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der um uns steht, verengern. Wir werden, indem wir das Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar die Hand drücken und die Häuser Reiherum besuchen und nach dem Befinden der gesegneten Frau Gemahlin fragen. Wir werden uns nur ungefähr soviel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind.

Es ist ein entsetzliches Unglück, daß sich in den letzten zwanzig Jahren gerade diejenigen productiv mit der Literatur beschäftigt haben, welche keinen Beruf dazu hatten. Die schöne Literatur wurde in dieser Art etwas, was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im Voraus, daß dasjenige, was sich auf die Literatur warf, immer das Unsauberste, Genielosteste und Gemeinste war, was in Deutschland grade aufgetrieben werden konnte. Nur der Kampf gegen diese Trivialitäten interessirte den Gebildeten; späterhin einige Persönlichkeiten, die sich witzig

und schwärmerisch aus sich selbst entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Productionen anzogen. Es schien, daß diese subjective Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt, als Heine, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufstrebenden Köpfe protestirten gegen eine Verwechselung mit den Männern, welche fünfzehn Jahre hindurch die deutsche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt. Subjective Beweise mußten geführt werden, daß die Nation von der neuen Poesie etwas zu erwarten hat, was gegen die Restaurationsperiode den Vorsprung der Genialität voraus hat.

Was ist Poesie? Homer wußte es; aber die Homeriden waren schon im Zweifel. Aeschylus wußte es. Euripides tastete. Dante und Boccacio wußten es: Sacchetti fand sich nicht zurecht. Shakespeare wußte es: Ben Johnson glaubte es besser zu wissen. Die Personen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über das, was Poesie ist, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war Goethe. Nach solchen in sich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poesie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden wird dann eine Aufgabe, die sich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche Versuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht lösen läßt. Hätte Schiller sein Ideal in der Weise der Räuber gefunden, er würde wahrlich im Wallenstein kein anderes gesucht haben. Wäre Goethe mit seinem Berlichingen befriedigt gewesen, so hätte er Anderes anders versucht, wenn auch nicht so inconsequent, wie Schiller, weil Goethe dem Wahren von Hause aus näher stand, als Schiller. Aber für beide darf man annehmen, daß sie erst dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenbaren.

Eine Anwendung dieser Thatsache auf das Neueste ist leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unsre Meinungen ergriffen hat, bemächtigt sich auch unsrer Schöpfungen. Die Poesie ist da. Dunstkreise umhüllen ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel scheint. Die Hülle wird immer durchsichtiger werden und der Geschmack eine immer bessere Läuterung bekommen. Um etwas zu erwähnen, was jeder kennt; wie konnte sich aus der Abgeschmacktheit der Peau de Chagrin die Unübertrefflichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als durch Balzacs Genie, das sich früher so wenig wie jetzt außer Zweifel setzen ließ! Lelias hinreißende Poesie war nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie, was der Roman nicht sein soll. André ist ein größeres Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese glühender spricht. Ich erwähne deutsche Bestrebungen diesmal nicht.

Aber auf den Unterschied zwischen Nation und Publikum komme ich zurück, wenn es sich um die Kritik und die Rolle handelt, welche sie in diesen Gährungen übernehmen soll. Die Gährung geht nicht in der Nation vor, nicht auf offenem Markte, sondern im Bereich der Kunst, in den abgelegenen Gärten der Poesie. Darf die Kritik an die Nation, an die Massen, die nicht fünf zählen können, verrathen, was sich in den abgesonderten Gebieten der Literatur begiebt? Ich mach' es ihr streitig, dieser Kritik, die nur historische und politische Maaßstäbe für das Reich des Gedankens und des Ideals hat, die in einem Athem über Goethe und eine Ständeversammlung spricht. Es ist elend, die einzelnen Phasen im poetischen Gährungsprozesse unserer Zeit abzulauschen und sie noch ganz warm heraus zu tragen vor das versammelte Volk, das immer bereit sein wird, goldne Himmelsgestalten in Nachttöpfe umzuschmelzen. Einer solchen von Gott und der Schönheit verlassenen Kritik bleibt in ihrer letzten Verzweiflung nichts mehr übrig, als Staatsmänner und Prediger wahrhaftig um Succurs zu bitten.

Brechen wir diese ernsthaften, vielfach weiter aufzu-

nehmenden Untersuchungen ab, und erwähnen noch einiges, was uns an Büchern in jüngster Zeit begegnet ist.

E. Mörike und W. Zimmermann konnten bei Herausgabe des Jahrbuchs schwäbischer Dichter und Novellisten unmöglich von dem Gedanken ausgehen, daß die Poesie eine Sache der Provinz sei. Wir wüßten in den Gedichten und Novellen dieses Jahrbuchs nichts, was nicht ebenso gut von einem Rheinbaier oder Ostpreußen könnte gesungen oder erfunden worden sein. Die Trauerweide wirft überall ihre hängenden Zweige in mondbeschienene Seen, überall kündigt das Schneeglöckchen den Frühling an, überall kann man sein Mädchen mit einer Rose vergleichen, welche auch ihre Dornen hat: dazu braucht man nicht in Schwaben geboren zu sein. Wir glauben also, daß die Herausgeber nur eine poetische Sammlung von Freunden geben wollten, die sie gerade in der Nähe hatten.

Man lese dieses Jahrbuch! Es weht ein frischer und schöpferischer Geist darin. In Gefühlen, Bildern und Situationen wird nichts Ungewöhnliches geboten. Die Beiträge von A. Freuburg, hinter welchen sich Repetent Vischer in Tübingen versteckt, sind in Scherz und Ernst originell und leiten eine Bekanntschaft ein, die wir zum Besten der Poesie fortgesetzt wünschen. Die naive Dreistigkeit seiner Conceptionen überrascht und führt uns lebhaft jene langen schwäbischen Jünglinge vor, hinter deren beschränktem und etwas ungewissem Wesen sich oft der launigste Schalk verbirgt. Die Novelle von E. Mörike hat in der Mitte eine Klippe nicht vermieden. Der Uebergang ins Märchenhafte sollte immer das Interesse steigern, aber der vortreffliche Anfang des Schatzes überragt bei weitem die nachfolgende Entwickelung, die in ihrer diminutiven Märchenmaschinerie die Theilnahme herabstimmt. Der Volkston dieser Dichtung ist wahrhaft ergötzlich.

Wir glauben noch eine besondere Stellung dieses Jahrbuches zu entdecken, welche seiner Erfindung einen äußerlichen Werth giebt. Man weiß, mit wie vieler

Prätenſion ſich in Schwaben eine poetiſche Clique zuſammengethan hat, welche ihren Fürſten, ihre obern und untern Räthe und Beiſitzer hat. Wir brauchen Niemanden zu nennen, als den Ceremonienmeiſter derſelben, Guſtav Schwab. Gegen dieſe Männer bildet das Jahrbuch Oppoſition und ſcheint angelegentlichſt befliſſen zu ſein, vor dem übrigen Deutſchland den Beweis führen zu wollen, daß nicht alle Schwaben an die Seherin von Prevorſt glauben, daß ſie nicht alle an dem Uebel der Balladerei („das war der edle Möringer!“) leiden, daß es noch geſunde, friſche, nicht nach der Poeſie taſtende und darum keine affektirten Menſchen im Lande gäbe. Ich ſtelle den Geiſt, der in dem Jahrbuch weht, höher als jenen, der nur Uhland nachahmt, als jenen, der wie in G. Pfizer, Griechenthum und proteſtantiſche Theologie vermählen will. Es ſind noch keine Meiſterſchüſſe, welche im Jahrbuche fallen; aber man ſieht, mit welcher Heiterkeit, mit wie weniger Künſtelei dieſe jungen Männer ihre Gegenſtände auf's Korn nehmen. Sie ſind keine Roſtverächter, ſie ſetzen keck an, treffen immer, bald einen Sperling, bald einen Auerhahn. Ich geſtehe, daß mir die Poeſie immer das Produkt der Unbefangenheit, niemals des Calcüls oder der Reflexion geweſen iſt.

Ich will im nächſten Hefte von einem neuen Buche, das Heinrich Laube herausgegeben, ſprechen, und fühle, wie ſchwer der Uebergang von einer Poeſie der Thäler und Abendglocken zu jener des Schmerzes und der Zerriſſenheit iſt, welche im gegenwärtigen Augenblicke das Uebergewicht in Deutſchland bekömmt und ſich wahrſcheinlich zu einer literarhiſtoriſchen Epoche geſtalten wird. Zimmermann, Mörike und Viſcher ſind gewiß nicht ohne philoſophiſche Spekulation, aber das formelle Intereſſe, die Concentration irgend einer poetiſchen Erfindung überwiegt in ihren Abſtraktionen, ſie bedienen ſich des Gedankens kaum anders, als zu einer Unterlage für ihre Phantaſie. Die beiden Letztern kommen auf dieſem Wege ſchwerlich über eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Tieck und

Hoffmann hinaus und können, fortfahrend in begonnener Weise, zuletzt wohl keinen andern Ruhm sich als Ziel aufstecken, als den, die zufälligen Zusammenwürfelungen der W. Hauff'schen Muse zu vermeiden. Ich möchte diese ausgezeichneten Talente auffordern, sich entschieden einer Tendenz anzuschließen, für welche Heine und Laube nur zwei einzelne, Niemanden verpflichtende Parteiführer sind, neben welche man sich mit allen seinen heimischen Mitteln, mit seinen beliebigen Sympathien hinstellen kann, ohne affizirt zu werden. Die schöne Rundung, die formelle Eleganz und zuletzt eine gewisse Totalität der Conception, welche sich in den Erzeugnissen dieser Dichter ausspricht, wären die glücklichsten Eroberungen, welche unsre Sache machen könnte.

Purpurviolen der Heiligen, von J. B. Rousseau, ein Unternehmen, auf zehn Bände berechnet, also ein ganzer Garten dieser poetisch gewählten Pflanzenart. Alle Märtyrer der christlichen Kirche treten hier in ihrem katholischen Glorienscheine auf, und jeden Protestanten überfällt eine Art Scham, daß nur die andere ältere Schwesterkirche das Andenken jener unglücklichen Männer feiert, welche für die Wahrheit der christlichen Kirche gestorben sind. Bluteten sie nicht auch für dich, Luther? für dich, Calvin? für dich, Zwingli? Warum betet nur der Katholik zu ihnen, warum überlieget ihr es einem Phantasten, wie Herr Rousseau ist, auf euer Haupt feurige Kohlen zu sammeln?

Diese Legendensammlung hat für mich zwar wenig erbaulichen, aber desto mehr poetischen Werth. Man thäte dem Herausgeber Unrecht, wenn man seine Aufrichtigkeit in Zweifel zöge. Er ist begeisterter Katholik jener ästhetisirenden Art, die durch Schlegel am edelsten repräsentirt wird. Jedenfalls ist mir sein Werk lieber als Perlen der heiligen Schrift, die ein Stuttgarter Buchhändler, um einen Fang zu machen, aus der Bibel aufgefischt hat. Das heilige Wort Gottes, das Jedermann in seinem Hause hat, wurde von Herrn Liesching exer-

pirt und zu dem Zwecke bearbeitet, gegen die Frivolität unserer Tage anzukämpfen. Ich glaube aber, ihm lag die Frivolität weniger am Herzen, als die Kreuzer, welche er nebenbei von seinem Kreuzzuge profitiren will. Es scheint mir sicher, daß unter den Wechslern, welche Jesus aus dem Tempel trieb, sich auch einige Buchhändler befunden haben.

G.